

# IMMER DIESES WINTERTHUR!

Text: Patrizia  
Messmer

Fotos: Simon  
Habegger



Erst die Jihadisten, danach die Neonazis, und dann ist da auch seit langem noch die Antifa. Warum eigentlich dreht sich immer alles um die gleiche Stadt, wenn es in der Deutschschweiz um Extremisten geht?

Winterthur, die Stadt der Einfamilienhäuser. Doch es brodelt auch in den netten Kulissen.



# W

Winterthur, das ist die gefühlte höchste Quote an engagiert Kinderwagen stossenden Vätern unter der Woche in der Altstadt. Winterthur, das ist ein Fussballverein, dessen Fans lieber in der zweiten Liga geblieben wären, als ihren Verein der Kommerzialisierung des Sports zu unterwerfen. Winterthur, das ist ein Sandwichladen als kulinarischer Hotspot, in dem der Chef Hasan Kandil noch jeden Abend persönlich hinter der Theke steht. Winterthur, das ist Blockflöten-Karaoke im Kultlokal, Poetry-Slam statt Ballett und Oper, auf dem Markt einkaufen, ohne ein Happening daraus zu machen, und ein Immobilienkönig, der nichts gegen Hausbesetzer hatte.

Winterthur ist eine herrlich unpräzise Stadt mit einem Herz für Aussenseiter. Journalisten monierten schon, dass in dieser Stadt draussen vor dem Bahnhof auffallend viele «Arbeitslose, Alte und Alkoholiker» im Weg stehen. In Winterthur haben auch sie noch Platz in der Gesellschaft. Die Eulachstadt ist die Nummer 2 im Kanton Zürich, die Nummer 6 der Schweiz. Nicht so mondän wie Zürich, nicht so international wie Genf, nicht so bedeutungsträchtig wie Bern, erntet «Winti» von den anderen Grossstädtern höchstens ein müdes Lächeln, wird als «Lampedusa der Ostschweiz» und «Griechenland der Schweiz» verlacht. Die Stadt leidet aber keinesfalls am Kleinstadtblues, sie hat sich ihr Underdog-Image vielmehr zur Mentalität gemacht.

Dafür ist Winterthur die Stadt mit den glücklichsten Frauen der Schweiz gemäss der Uni Lausanne, der grössten Waldfläche und der höchsten Einfamilienhausquote (viermal mehr als Zürich und ganze 29-mal mehr als Genf!). Das tönt mehr nach Vorstadteinöde als nach «tough life» einer Grossstadt. Und ist es auch. Winterthur ist die sicherste Grossstadt der Schweiz, überall in den anderen Grossstädten gibt es mehr Einbrüche, Gewalttaten und Diebstähle als hier. Fragt man die Winterthurer, wovor sie sich fürchten, dann geben sie wild entsorgten Müll und undisziplinierte Velofahrer an (das ist vermutlich der Preis, den man zahlen muss, wenn man Velohauptstadt sein will). Das hat die ZHAW dieses Jahr in ihrer Sicherheitsbefragung herausgefunden. Am wenigsten hingegen fürchten sich die Winterthurer vor Terrorismus.

Das ist eigenartig, denn Winterthur hat sie alle: die Neonazis, die Islamisten, die Linksradikalen. Auch wenn es in den letzten Monaten ruhiger geworden ist in der Stadt, sind sie noch da. Es sollen noch immer bis zu fünfzig Linksradikale, etwa fünf Dutzend Islamisten und eine Handvoll Neonazis in der Stadt sein.

Und die Szenen kommen sich nahe. So nahe wie wohl kaum an einem anderen Ort in der Schweiz: Ein Neonazi-Kopf wohnt auf der anderen Seite des Bahngleises gegenüber eines Szenelokals der Antifa. Die Neonazis der Jungen Tat trainierten eine Zeit im selben Kampfsportzentrum wie die Jihadisten einst. Und diese haben unter einer Eiche gebetet, bei der die Stadt einmal Angst hatte, sie könnte ein Anziehungspunkt für Neo-

nazis werden, weil die Eiche ein Geschenk von Hitler an einen Winterthurer Kunstturner war anlässlich der Olympischen Spiele in Berlin 1936. Die Antifa hängt an Moscheen Plakate auf, die vor den Winterthurer Neonazis warnen, und sprayte «Nazi» auf deren Wohnhäuser. Und sie besetzt seit Jahren ein Haus keine zwei Strassen von der Polizeiwache in der Altstadt entfernt. Wie passt so viel radikales Gedankengut auf gerade einmal 68 Quadratkilometer Stadtgebiet?

Will man verstehen, wie die Stadt zu ihren Extremisten kam, muss man etwas weiter zurückgehen in der Geschichte. Winterthur wurde als Aussenseiterin zur Stadt. Lange gehörte sie zu den Habsburgern, 1467 allerdings waren diese quasi pleite und verpfändeten Winterthur an Zürich. Für Winterthur waren das karge Zeiten, denn die Zürcher versuchten die Stadt sowohl wirtschaftlich als auch politisch klein zu halten. So war es den Winterthurern verboten, Zünfte zu bilden – und handwerkliches Gewerbe zu treiben, das den Zürcher Zünften hätte Konkurrenz machen können. Dass Winterthur etwas mehr als vierhundert Jahre später zur ersten Industriestadt der Schweiz wurde, hat ausgerechnet mit diesem Aussenseiterdasein zu tun. Denn aufgrund der Zürcher Drangsalierung konzentrierten sich die Winterthurer auf Wirtschaftszweige, die nicht von Zürich besetzt waren. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etablierten sich hier Kolonialwaren- und Baumwollhändler und verschafften Winterthur einen entscheidenden Vorsprung bei der Industrialisierung. Winterthur wurde Mitte des 19. Jahrhunderts zur ersten Industriestadt der Schweiz und dank den Unternehmen Rieter, Sulzer und Lohmeyer zu einem Zentrum für Textil- und Maschinenindustrie mit globaler Ausstrahlung. Fabriken und Arbeiter liessen die Stadtbevölkerung zwischen 1850 und 1900 von 13 000 auf 40 000 Einwohner wachsen. Und diese brauchten Wohnraum.

Die Industriellen bauten statt günstiger Mietskasernen Einfamilienhaussiedlungen mit kleinen Gärten für Arbeiter nach englischem Vorbild, nicht etwa aus blosser Goodwill, sondern um soziale Unruhen zu vermeiden. Die Arbeiter sollten zu einem bürgerlichen Lebensstil mit Haus, Kind und Garten finden, damit sie nicht aufmuckten (die heutige Vorstadteinöde kommt also nicht von ungefähr). Obwohl die Stadt mit der Nationalbahn eine ziemliche Pleite hinlegte und die Schulden von dem Projekt, das Winterthur zu einem Knotenpunkt der Bahnlinien in Europa machen sollte, noch bis ins 20. Jahrhundert abzahlte, lebte es sich in der Stadt dank den Industriellen ganz gut. Sie schufen nicht nur Arbeitsplätze und gemeinnützige Wohnungen, sie finanzierten auch Wohlfahrtseinrichtungen und Kulturinstitutionen.

Als die Stadt in den Nachkriegsjahren noch mehr Arbeiter brauchte, begann auch Winterthur dicht und hoch zu bauen. Es entstanden Quartiere wie Mattenbach, Steig, Zentrum Töss. Quartiere, wie sie die alten Industriellen nie wollten. Quartiere, die nun als Problemquartiere gelten. Der Wohnraum ist hier bis heute günstig. Als Ende der achtziger Jahre die Schwerindustrie ins Ausland zog, war Winterthur nicht mehr länger eine Buezerstadt. Aber die Buezer waren noch da. Während die Arbeiterhäuschen mit Garten dem Mittelstand verkauft wurden, der sie hübsch renovierte und aufstockte, blieben ihnen die 50-Partien-Häuser am Stadtrand. Entwurzelte Gemeinschaften mit 45 Prozent Ausländeranteil, schlecht angeschlossen an die Stadt, kaum Infrastruktur für ein Gemeinschaftsleben. Durchmischung findet hier höchst-



Die in den siebziger Jahren entstandenen 50-Partien-Häuser bieten allen Milieus einen Unterschlupf.

tens beim Einkaufen statt. Es waren die Quartiere, die 2015 Schlagzeilen machten, weil sie Jugendliche hervorbrachten, die nach Syrien oder in den Irak in den Jihad reisten und islamistische Propaganda verbreiteten.

Die Stadt wusste nicht, wie ihr geschah. Ausgerechnet das links-grüne Winterthur mit seinen engagierten Vätern, den Studenten und der blühenden Kleinkunstszene sollte zur Islamisten-Hochburg geworden sein? Anfangs wehrte sich die Stadt noch gegen diesen Titel, spielte die Fälle als Einzelphänomene herunter und verhängte schliesslich vor lauter Überforderung eine mehrmonatige Informationssperre. Als jedoch der Journalist Kurt Pelda ein ganzes Netzwerk um die An'Nur-Moschee und den salafistischen Prediger Abu Mohammed sowie den Thaibox-Weltmeister Valdet Gashi und Sandro V., den selbsternannten Emir von Winterthur, aufdeckte, resignierte die Stadt schliesslich und bezeichnet sich seither in ihrem Jahresbericht selbst als Extremisten-Hochburg.

«Winterthur ist eine liebe Stadt», sagt Fritz Lehmann, und es wird nicht ganz klar, ob er das zur Verteidigung der Stadt sagt, die seit fast zwanzig Jahren seine Heimat ist, oder als Erklärung dafür, wie sie zu den vielen Extremisten kam. Fritz Lehmann kennt sich aus mit den Extremisten. Er war bis vor wenigen Monaten der Kommandant der Stadtpolizei Winterthur, ganze 17 Jahre lang. Er war schon Kommandant, als sich die Antifa und die Rechtsextremen Anfang der 2000er Territorialkämpfe geliefert haben. Und er war immer noch Kommandant, als 2015 plötzlich junge Winterthurer nach Syrien

in den Jihad reisten, und auch noch, als 2020 bei Razzien bei Mitgliedern der Jungen Tat, die sich damals noch Eisenjugend nannten, halbautomatische Waffen gefunden wurden.

Er sagt: «Es gehört zur liebenswürdigen Struktur dieser Stadt, dass sie auch etwas naiv ist.» Winterthurer täten sich schwer damit, zu akzeptieren, dass mitten in ihrer Gemeinschaft Parallelgesellschaften entstanden sind, die nicht Teil ihrer lieben Stadt sein wollen. Lehmann stellte schon 2007 fest, dass es in Winterthur Personen gab, die in Verbindung mit dem Hizbullah standen. Als er der Stadtregierung davon berichtet, macht diese nur grosse Augen. «Winterthur hält sich noch immer für ein Dorf. Man darf nicht vergessen, die Stadt ist in nur wenigen Generationen zur Grossstadt herangewachsen. Aber im alten Winterthur kennt man sich noch, liebt sich oder hasst sich in der dritten Generation. Das ist das Janusgesicht dieses Grossstadt gewordenen Dorfes.»

Tatsächlich begünstigen kleinstädtische Strukturen radikale Netzwerke, sagt Johannes Saal, der an der Uni Luzern zu religiösem Extremismus forscht. Auch in Deutschland sind vor allem in mittelgrossen Städten islamistische Netzwerke entstanden: Hildesheim, Wolfsburg. Er sagt: «In einem kleineren Sozialraum gelingt der Radikalisierungsprozess einfacher als in einer anonymen Grossstadt.» Man kennt sich aus der Schule, ist im gleichen Quartier aufgewachsen, die Familien sind befreundet. In einer Stadt wie Winterthur läuft man dem radikalisierten Bruder des besten Freundes zwangsläufig immer wieder einmal über den Weg.



Verkörperung der Schweizer Bodenständigkeit: Winterthur will nicht mehr scheinen, als es ist.



Die ehemalige Búezerstadt ist heute geprágt von ihrer Vorstadt-Soziokultur.



In einigen Quartieren dieser Stadt für alle findet die soziale Durchmischung höchstens beim Einkaufen statt.



Die sogenannte Hitler-Eiche (oben am Bildrand) wurde nicht zum Anziehungspunkt der Neonazis, sondern zum Gebetsort der Islamisten.

Dass ausgerechnet Winterthur zu einer Hochburg wurde, sei jedoch vor allem Zufall, so Saal. Er hat die Akten der Jihad-Reisenden studiert, Gerichtsprozesse verfolgt, Telegram-Kanäle mitgelesen. Er sagt, es brauche einen Ort, wo sich die Anhänger treffen können – in Winterthur war es zu Beginn die An’Nur-Moschee –, und charismatische Köpfe, Identifikationsfiguren wie Valdet Gashi, der in Syrien starb, oder Sandro V., den Emir von Winterthur. «Radikalisierung hat viel mit der Suche nach Anerkennung zu tun. Am Anfang geht es oft gar noch nicht um die Ideologie. Diese charismatischen Köpfe bieten den Jugendlichen eine Art Ersatzfamilie, sind für ihre Probleme da. Die Radikalisierung kommt dann erst nach und nach.»

Kaum hatte sich die liebe Stadt vom Islamistenschock erholt, eine Extremismusfachstelle ins Leben gerufen, bei der besorgte Eltern, Lehrer oder Freunde Rat suchen können, und im Problemquartier Steig eine neue Gemeinschaftsanlage geplant, prasselten die nächsten Schlagzeilen auf sie ein: «Neonazi-Truppe aus Winterthur ZH phantasiert von Rassenkrieg», «Rechtsextremismus breitet sich in Winterthur aus», «Waffenrazzia gegen Neonazis in Winterthur».

Anfang 2020 tauchen auf einem Telegram-Kanal Videos auf, in denen ein vermummter junger Mann stundenlang aus einem Text des SS-Hauptmanns Heinrich Himmler vorliest. Er ist der Kopf der «Eisenjugend Schweiz», einer Neonazi-gruppe aus Winterthur. Es sind nur eine Handvoll Neonazis, doch sie phantasieren vom Rassenkrieg, posieren mit Waffen, verbreiten nationalsozialistische Propaganda. Wieder ist es

Kurt Pelda, der, zusammen mit einem Kollegen, die Gruppe in die öffentliche Wahrnehmung zerrt. Kurz darauf outet die Antifa die Mitglieder mit ihrem Namen, Wohnort und Arbeitsplatz auf einer ihrer Plattformen. Im Sommer 2020 stellt die Polizei bei einer Razzia bei zwei Mitgliedern halbautomatische Waffen sicher. Die Gruppe löst sich auf, doch die Mitglieder tauchen später bei der Gruppe «Junge Tat» wieder auf. Diese gebärdet sich aktivistisch, versucht mit Aktionen wie dem Kapern von Corona-Demonstrationen Aufmerksamkeit zu erregen oder als sie mit einem Kreuz den Pride-Gottesdienst stürmten im vergangenen Juli. Im Übrigen stählen sie ihre Körper beim Kampfsport, treffen sich zu Wanderausflügen mit Gleichgesinnten und Trainingslagern in der Innerschweiz. Alles schön Rassismusstrafnorm-konform, sie sind vorsichtiger geworden. Sie stehen für eine neue Generation von Rechtsextremen, die nicht mehr länger mit Springerstiefeln und kahl rasierten Schädeln auftreten. Sondern in professionell produzierten Videos von bester Social-Media-Ästhetik, die sich rund 6000 Personen auf ihrem öffentlichen Telegram-Kanal anschauen. Mittlerweile sind junge Neonazi-Köpfe aus der ganzen Schweiz dabei, die «Junge Tat» pflegt auch Verbindungen zu rechtsextremen Gruppierungen in Deutschland.

Fragt man den Historiker Damir Skenderovic, der an der Universität Freiburg i. Ü. zu Rechtsextremismus forscht, warum diese neuen Neonazis gerade in Winterthur auftauchen, lautet seine Antwort: «Die sind nicht neu in der Stadt. Winterthur hat eine lange Geschichte mit Rechtsextremismus.»



«Winterthur ist eine liebe Stadt», sagt der Ex-Polizeikommandant. Extremisten passen nur schwer in dieses Selbstbild.

Schon 1946, gerade einmal ein Jahr nachdem die Alliierten das nationalsozialistische Regime Deutschlands zerschlagen hatten, stellte sich in Winterthur die rechtsextreme Partei «Junge Garde» zur Wahl. Sie erhielt allerdings nur 74 Stimmen. Und auch während des «kleinen Frontenfrühlings» in den achtziger und neunziger Jahren waren rechtsextreme Gruppen in der Stadt präsent, allen voran die Patriotische Jugend Winterthur. Sie organisierten in der Stadt Treffen mit zahlreichen Neonazigrössen, lieferten sich immer wieder Schlägereien mit der Antifa, sorgten mit Angriffen auf Ausländer für Schlagzeilen. 1990 warfen zwei Neonazis eine Handgranate in ein Haus, von dem sie glaubten, darin wohne ein Journalist der Winterthurer «AZ», der in dieser Zeit in der rechten Szene recherchiert hatte. Verletzt wurde damals zum Glück niemand, der Journalist wohnte sowieso seit ein paar Monaten nicht mehr da. Zu ihrem Pech aber hatte seine Nachmieterin den gleichen Namen.

Was den Rechtsextremismus betrifft, steht Winterthur nicht allein verwundert da. «Weil das Land nie ein faschistisches Regime hatte, besteht der Glaube, die Schweiz sei ein Sonderfall und es gebe hier keine rechtsextreme Szene», so Skenderovic. Rechtsextremisten würden schlicht nicht zum Selbstbild einer direktdemokratischen Gesellschaft passen. Deswegen pflegten wir in diesem Land auch keine Erinnerungskultur. «Und das obwohl es Anfang der neunziger Jahre eine Zeit gab, wo es in der Schweiz proportional zur Bevölkerung mehr Todesopfer rechtsextremer Gewalt gab als in Deutschland.»

Das Verdrängen hat Folgen: Weder die Politik noch die Forschung und mit wenigen Ausnahmen auch nicht die Medien interessierten sich für die Rechtsextremen, kritisiert er. «Darum wissen wir weder, wie gross und gewaltbereit die rechtsextreme Szene ist, noch, wie viele Menschen mit ihr sympathisieren», sagt Skenderovic. Und das wenige, was man über die Szene wisse, stamme meist aus Informationen der Antifa. «Das ist doch paradox! Die einzigen Gruppierungen, die über die Rechtsextremen einigermaßen Bescheid wissen, werden von den Sicherheitsbehörden immer wieder selbst als extremistisch eingestuft.»

So war es auch in Winterthur die Antifa, welche die Gesinnung der Jungen Tat aufgedeckt und in der Stadt Plakate mit Steckbriefen der Mitglieder aufgehängt hat. Die Autonomen haben in der Stadt ebenfalls eine lange Geschichte: Die 80er Jugendunruhen erfassten Winterthur später als Zürich, dann aber heftig. Die ersten grösseren Aktionen der Linksradikalen – eine Demonstration gegen die Lieferung einer Schwerverwasseranlage der Firma Sulzer an die Militärdiktatur Argentinien und ein Menschenteppich vor der Waffenschau, um den Wafenhändlern den Zugang zu erschweren – sorgten zwar für Aufregung. Wirklich ernst genommen wurden sie aber nicht von den Behörden. Als aber eine Serie von Brandstiftungen und Sprengstoffanschlägen darin gipfelte, dass das Wohnzimmerfenster des damaligen Bundesrates Rudolf Friedrich in die Luft flog, griffen die Behörden durch. Sie verhafteten in der grössten Razzia bisher im Kanton Zürich 21 Jugendliche. Die Ermittlungen wurden später stark kritisiert, weil die Freundin des damaligen Anführers mit einem gefälschten Brief unter Druck gesetzt worden sein soll und sich in der U-Haft das Leben nahm. Auch ein involvierter Bundespolizeikommissar beging später Suizid.

«Kaum in einer Stadt ist die SP mit Gewerkschaftern so offensichtlich Spielball, Instrument und Legitimation der Herrschenden wie hier. Ihre Hauptaufgabe ist es geworden, zu Besonnenheit und Beruhigung aufzurufen. Sie ist williges Sprachrohr der Herrschenden, nicht nur, wenn bei Friedrich eine Bombe losgeht, sondern auch wenn die Wirtschaft aus Profitgründen Umstrukturierungen mit Massenentlassungen vornimmt.» So begründeten die Autonomen damals in einer Zeitschrift die Notwendigkeit ihrer Opposition.

Die Stadt schien sich in den Jahren darauf mit den linken Chaoten zu arrangieren. Zwar kam es immer wieder zu Sachbeschädigungen, Hausbesetzungen und Strassenkämpfen mit den Neonazis. Sie sorgten aber auch dafür, dass die rechte Szene klein blieb und sich aus dem Stadtzentrum zurückzog. Mittlerweile gehören sie zum Stadtbild dazu mit ihren Bannern an den besetzten Häusern und den wilden Dachterrassen. Selbst in der Gisi, einem besetzten Haus in direkter Nähe zur Polizeiwache, lässt man sie seit 25 Jahren gewähren. Als sie jedoch 2004 das Sulzer-Hochhaus besetzten, um gegen die Stadtentwicklung zu protestieren – Winterthur versuchte sich nach dem Niedergang der Industrie zur Wohnstadt zu mausern und mit schicken Lofts auf den ehemaligen Industriearealen zahlungskräftige Steuerzahler anzulocken –, rückte die Polizei sofort aus.

Was ist es also nun, liebes Winterthur?

Der Journalist Constantin Seibt beschrieb Winterthur einst als die Hauptstadt der Komik. Er führte die hohe Dichte an professionellen Witzeschreibern in der Stadt und die identitätsstiftende Kleinkunstszene auf die Freiheit und Verzweiflung zurück, die der Zusammenbruch der Industrie in der Stadt hinterliess. Er schrieb: «Welche Beobachtungsstation wäre [für Komiker als Beobachter] geeigneter als Winterthur? Ein fester Punkt, nah an der Welt, aber nicht beteiligt, politisch unwichtig und im Zweifelsfall der Verlierer? Aber dafür entspannt?» Als Dorfstadt sei Winterthur für Komiker ideal, denn hier würde man weder vom Gewusel in einer Grossstadt noch von der Nähe eines Dorfes abgelenkt.

Winterthurs Standortvorteil als Komikerhauptstadt ist ihr zum Verhängnis geworden als Extremistenhochburg: gross genug für die Linksextremen, um gegen die Gentrifizierung und Kapitalisten aufzubegehren, ländlich genug, damit sich die Neonazis in ihr wohlfühlen, und multikulti genug, damit sie sich von den Islamisten bedroht fühlen können. Klein genug, um Gleichgesinnte zu finden, und gross genug, dass ihre Netzwerke nicht gleich auffliegen. Und günstig genug, dass auch Aussenseiter hier eine Heimat finden.

Das effizienteste Mittel gegen Extremismus jeglicher Art zeigt sich nämlich am Beispiel Zürichs: das Leben in der Stadt einfach so sehr zu verteuern, dass es sich sowieso nur noch die Profiteure des Systems leisten können. Und schon hat man keine Probleme mit den Nonkonformen, Verlierern und Systemgegnern. Im lieben und chronisch unterfinanzierten Winterthur aber wird noch für Ideologie gelebt und nicht bloss fürs Geld. Hier haben auch die Systemverlierer noch Platz. Im besten Fall schiessen sie als Komiker mit Witzen gegen das System, im schlechtesten Fall aber werden sie zu Extremisten. ■

---

PATRIZIA MESSMER  
weiss jetzt, warum so viele Journalisten in Winterthur wohnen.  
Die fühlen sich bekanntlich auch als Underdogs.